

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Von falscher Scham berührt

urn:nbn:de:bsz:31-62031

hin baute ich meinen Plan zur Beseitigung meines früheren Freundes und nunmehrigen Todfeindes. Ich sprengte aus, daß ich den Felber-Mloys Morgens um zwei Uhr eilig vom Bache, und zwar von der Stelle, wo der Tote aufgefunden worden, hätte kommen sehen, nachdem ich unmittelbar vorher einen markdurchdringenden Schrei gehört habe.

Mloys wurde verhaftet, und da auch andere Umstände, besonders Blutspuren, welche er an den Kleidern trug, gegen ihn zeugten, wurde ihm der Prozeß gemacht. Nach langer Untersuchung, während welcher er in seiner Angst und Verzweiflung immer mehr in Widersprüche sich verwickelte, sprach das Gericht sein Urteil, und 15 Jahre Zuchthaus waren der Lohn seiner vermeintlichen Greuelthat.

Ich aber frohlockte, und nicht ein Funke von Reue über meinen Meineid, dem die Freiheit meines Freundes zum Opfer fiel, fand Raum in meinem Herzen. Nicht eine Regung von Mitleid empfand ich für den bedauernswürdigen jungen Mann, der so lange mein bester Freund gewesen. Ja, mit grausamem Triumph sah ich ihn bei Verkündigung des Urteils vor den Gerichtsschranken zusammenknicken und erbleichen, und selbst sein Tod hätte mich nicht rühren können; denn meine Leidenschaft für Anna hatte mich so sehr verblindet, daß jede andere Empfindung in mir völlig erstarb.

Jetzt, da der Felber-Mloys mir nicht mehr im Wege stand, näherte ich mich allmählich dem Gegenstand meiner Leidenschaft und glaubte nun, als teilnehmender Tröster mein Glück bei Anna machen zu können.



Dem Geistlichen erzählte er sein schweres Vergehen.

Aber ich irrte mich. Hatte sie mich früher kühl empfangen, so wies sie mir jetzt energisch die Türe und klagte mich des Mordes des Geliebten an. „Gehen Sie mir aus den Augen, Schensal, das einen Unschuldigen ins Verderben bringen konnte.

Glauben Sie ja nicht, daß Sie mich von der Schuld meines armen Geliebten überzeugen können. Das ist unmöglich, weil ich meinen Mloys besser kenne und von Ihrem Vorgehen völlige Einsicht habe.“

So sprach Anna, um derentwillen ich den Jugendfreund geopfert hatte, und ihre Augen, die sonst so sanft und lieb in die Welt blickten, funkelten in diesem Moment wie die eines blutgierigen Tigers, so daß ich zu längerem Verweilen in ihrem so sauberen und für gewöhnlich so traulichen Jungfernheim keine Lust mehr hatte. Was mir aber mündlich nicht gelang, das suchte ich schriftlich durchzusetzen. Ich beteuerte Anna in den rührendsten Worten meine Unschuld, suchte sie mit der ganzen Beredsamkeit eines verliebten Menschen von der Schuld des Felber-Mloys zu überzeugen. Allein sie blieb dabei: „Der Felber-Mloys ist unschuldig, du aber bist sein Mörder, und selbst, wenn er schuldig wäre, würde ich ihn noch zehntausendmal dir vorziehen.“

Ich merkte, daß ich hier nichts mehr zu hoffen hatte, und freute mich nur, daß, da ich nicht glücklich werden konnte, sie und ihr Mloys auch darauf verzichten mußten.

„Das ist meine Geschichte,“ fuhr der Unglückliche stöhnend fort, „heute aber habe ich erfahren, daß die Vergeltung nie ausbleibt. Sie hat auch mich erreicht. Ich fühle es, daß meine Stunden gezählt sind, und in diesem Bewußtsein empfinde ich die ganze Größe meiner Schuld und bitte Sie, Herr Pfarrer, mein Bekenntnis vor die Obrigkeit zu bringen, damit einem Unschuldigen die Freiheit zurückgegeben werde und ich nicht noch über das Grab hinaus Unheil anrichte.“

Der Geistliche entsprach der Bitte des Sterbenden, der Felber-Mloys wurde gerechtfertigt seiner Gefangenschaft entlassen und feierte mit seiner Braut, die ihm auch in den Tagen des Unglücks die Treue bewahrt hatte, das Fest der Wiedervereinigung, die gar bald durch den Segen des Priesters eine Vereinigung fürs Leben wurde und nun durch nichts mehr gestört werden konnte.

Der Mann aber, der so unsägliches Unglück über die beiden Liebenden gebracht und sich durch einen Meineid an Stelle des begünstigten Nebenbuhlers hatte setzen wollen, starb unter entsetzlichen Qualen sowohl des Leibes als der Seele.

Von falscher Scham verführt, durch berechnete Scham bekehrt.

„Komm, Dobelbauer, sei kein Waschlappen und geh ein bißel mit in den Adler, wo man dich schon so lang nicht mehr gesehen hat,“ sagte der dicke Mathislebauer, ein Patentwirtschauhocker. „Seit du verheiratet bist, bist gar nicht mehr zum Genießen. Früher warst überall dabei, wo was los war, aber heute, na, dein Marell muß den Pantoffel nicht übel über dir schwingen, daß du dich keinen Schoppen mehr zu trinken getraust. Komm mit,

menn du nicht allen rechtschaffenen Mannevölkern zum Gespött werden willst."

"Das ist nicht wahr," entgegnete der junge Dobelbauer, ein hübscher, kraushaariger Mann von 26 Jahren, "das ist nicht wahr, daß mein Mareili mich unter dem Pantoffel hat, und es versucht's auch nicht, mich darunter zu bringen. Aber lieb und gut ist's, fleißig und sparsam, und da muß ich ihm schon ein bißel nachmachen, wenn ich seiner wert sein will. Wenn ich früher mehr ins Wirtshaus ging, so hatte das seinen guten Grund. Der Vater war alt und wunderbar, die Mutter hörte nimmer gut, so daß ich mich in ihrer Gesellschaft oft langweilte, und drum hab' ich dann mein Pläster auswärts g'sucht. Das ist nun nicht mehr nötig. Ich und mein Mareili verstehen uns und wissen uns prächtig zu unterhalten bei den langen Winterabenden. Mareili spinnt fleißig, erzählt zwischenhinein eine Geschichte, wir besprechen den Haushalt, den Lauf der Welt, so weit wir etwas davon verstehen, und haben Freude aneinander. Nach dem Trinken verlangt's mich nicht, und wenn ich doch 'mal eine Stärkung bedarf, nun, dann haben wir Wein und Most im Keller, an etlichen Stroflaschen Kirchwasser fehlt es auch nicht, und den Kaffee weiß mein Mareili besser als die Adlerwirtin zu bereiten. Jetzt sag, Mathislebauer, was mich zum Wirtshausgehen veranlassen sollte. Würde es wirklich nicht."

"Nun," sagte der Mathislebauer, "man muß doch ein bißel mitmachen, mit den andern leben, wenn man nicht als ein Stubenhocker angesehen und verschrien werden will. Zudem erfährt man im Wirtshaus manches, von dem man sich daheim nichts träumen läßt. Der Wirt will auch leben und eine Partie Sechshundsechzig nebst einigen Glas Wein darf sich ein Bauer erlauben. Aber mir scheint eben doch, daß du dein Mareili fürchtest, sonst hättest nicht so jählings allen Verkehr mit uns Mannen abgebrochen."

"Und 's ist nicht wahr, sag' ich," erwiderte der Dobelbauer beleidigt. "Meine Frau hat durchaus nichts dawider, wenn ich ein Glas Wein oder Bier trinken oder eine Stunde ausgehen will. Durchaus nicht, sag' ich dir."

"Deine ehemaligen Kameraden sind aber der Meinung, und ich habe schon da und dort munteln hören, daß du durch dein Weib selbst zum Weib geworden seiest, während sie die Hosen angezogen habe. Drum gehst jetzt mit, Dobelbauer, und zeigst durch die Tat, daß du nach wie vor der Mann bist."

"Das kann ich," sagte dieser, "daß das dumme Schwätz aufhört. Meine gute, liebe Frau ein Hausdrache und ich ein Pantoffelheld! Es wär' zum Lachen, wenn's nicht gar zu unsinnig wär'!" Und er ging alsobald mit dem Mathislebauer, um durch sein Erscheinen im Adler die dummen Gerüchte zu widerlegen.

Der Adlerwirt und dessen Gäste empfingen den Dobelbauern mit lautem Hallo. "Guten Abend, Dobelbauer," sagten sie nach dem ersten Sturm

freudiger Erregung. "Setz dich und stoß an. Ist recht, daß du wieder 'mal da bist. Aber lang ist's gegangen, bis du von deinem Mareili Urlaub bekommen hast. Ja, ja, wenn sie lebig sind und gern einen hätten, dann drücken sie so zucker süße Gesichter hin, als ob sie lauter Heilige wären. Sind sie aber einmal unter der Haube, dann zeigen sie die Zähne, lassen den Schnurrbart wachsen und streiten mit dem Mann um die Hosen. Und wenn sich einer nicht gleich im Anfang auf die Hinterfüße stellt, hat er's zeitlebens verspielt. Drum wehr dich, Dobelbauer, und laß dich von deinem Weibe nicht ins Bockshorn jagen."

"Keinen Schluck trink' ich mit euch," entgegnete der Dobelbauer, "wenn ihr meine Frau nicht in Ruhe



"Keinen Schluck trink' ich mit euch, wenn ihr meine Frau nicht in Ruhe laßt."

laßt. Sie ist brav und rechtschaffen, und ob ich ausgehe oder nicht, sie ist an einem so unschuldig als am andern."

"So trink doch und sei nicht gleich so aufg'regt, Dobelbauer," sagte der Rankbauer, "waren doch immer gute Kameraden, da wirst du doch ein bißel Spaß verstehen. Dein Mareili soll leben und du daneben, aber jetzt trink, oder du machst mich böß," und er hielt dem Dobelbauern sein frischgefülltes Glas hin.

Dieser ließ sich besänftigen, und es dauerte nicht lange, so saß er in schönster Eintracht mit den andern beim Schoppen und Kartenspiel und zwar bis Nachts elf Uhr, wo er von wegen der Polizeistunde heim mußte.

Der Nazi und der Rankbauer begleiteten ihn eine Strecke Weges und gaben ihm noch allerlei "heilsame" Ermahnungen, wie: "So, jetzt bist auch

wieder ein Mann gewesen, und wir hoffen, daß du es in Zukunft auch bleibst. Man kann die Frau doch gern haben und ein rechtschaffener Familienvater sein, wenn man auch hie und da einen Schoppen trinkt und an einem Kartenspiel sich beteiligt. Alles hat seine Zeit, sagt Salomo, und wer sich zwischen seine vier Wände verkriecht, wird einseitig und ungenießbar. Jetzt gut Nacht und komm auch wieder morgen Abend," sagten sie, dem Dobelbauer beim Mattweg, der in sein Gehöfte führte, die Hand reichend, „und laß dich von deiner jungen Alten nicht 'nunterkriegen."

Der Dobelbauer, der infolge seiner langen Enthaltfamkeit dem Weine nicht mehr so stand zu halten vermochte, wankte etwas unsicher seinem Hofe zu. Er hatte nicht gerade einen Rausch, aber ein ganz komplettes Spitzerele.

Etwas im Gewissen beschwert, trat er an das Bett seines Mareili, und als sie, durch sein Geräusch erweckt, die Augen aufschlug, küßte er sie unter den Worten: „Mareili, lieb's Mareili, sei mir nicht böß, weil ich so spät heimkomm', es hat sich halt grad so g'fügt heut."

„Warum sollte ich böß sein, Franz?" fragte Mareili verwundert. „Glaubst, daß ich dir ein Glas Wein und einen fröhlichen Abend vergönne? Andere Männer gehen ja auch zum Abendschoppen, warum sollte es dir verboten sein? Aber jetzt, Franz, ist's schon ziemlich spät, also geh in Gottes Namen zu Bett."

Der Dobelbauer war entzückt über sein Mareili. Nochmals es herzlich küßend, folgte er ihrer Weisung, und nicht lange, so lag er im weichen Pfühl und schlief, nebenbei durch Schnarchen seine Gegenwart beweisend, den Schlaf des Gerechten.

„Wirst dich gestern Abend böß verwundert haben, Mareili," sagte er bei der Morgensuppe, „daß ich so lang fortgeblieben bin. Aber weißt, im Adler sollen sie nicht sagen, daß du über mir den Pantoffel schwingst. Daburch kämen wir beide in ein schiefes Licht, du würdest für ein giftiges Weib und ich für einen schlottrigen Mann angesehen. Dies zu vermeiden, werd' ich künftig mehr den Adler besuchen und zwar unbeschadet der Liebe zu dir. Denn weißt, wenn man unter den Wölfen ist, muß man mit ihnen heulen, sofern man nicht selbst g'fressen werden will."

„Hab' ja gar nichts dagegen, Franz, wenn du's nur nicht gar zu lange ausdehnest. Das lange Warten auf den Mann ist immer eine beunruhigende Sache. Tausend und aber tausend Vorstellungen fahren einem durch den Kopf, und die Minuten werden zu Stunden, zu langen, bangen Stunden. Bald glaubt man den Mann verunglückt, bald sieht man ihn unsinnig berauscht oder gar auf Abwegen, deren Begehen am schwersten verziehen werden kann. Die Nacht ist eben des Menschen Freundin nicht, sie ist es, die einem alles in der schreckhaftesten Gestalt vormalt. Also geh, lieber Franz, geh zuweilen Abends in den Adler, damit man nicht dich für einen

Stubenhocker und mich für eine Kreuzspinne ansehen möge. Aber nimm dich hübsch zusammen, was du machst. Denn schau, der Teufel ist allemal ein Schelm. Wenn man ihm einen Finger reicht, nimmt er gleich die ganze Hand."

Und Mareili hatte recht. Auch bei ihrem Franz ging es so. Erst blieb er eine, höchstens zwei Stunden Abends aus, dann drei und vier, und aus den zwei im Anfang getrunkenen Schoppen wurden nach und nach vier, sechs, acht bis zehn, so daß er nicht selten betrunken nach Hause kam, zu Mareilis großem Kummer und Herzeleid.

So ging es zwei Jahre fort, und die arme Frau fürchtete schon, daß es nimmer enden, sondern immer nur ärger werden würde. Da passierte etwas, was den guten Franz plötzlich wieder auf den rechten Weg brachte.

An einem Sonntagnachmittag ging er nämlich wie gewohnt gleich nach dem Essen hinauf in den Adler, wo er seine Zechkumpane schon vollzählig versammelt fand.

Man setzte sich zum Kartenspiel, man trank tapfer dazu, nahm auch etwas Festes unter die Zähne und Nachts tanzte man sogar nach den ohrenbetäubenden Weisen einer Handharmonika, die der Müllerchristel, ein Lustikus erster Güte, vortrefflich zu spielen verstand. Kurz, es wurde bis Morgens um drei Uhr fortgezecht, und der Dobelbauer meinte noch, so wohl habe er sich seit Jahren nicht gefühlt.

Als er aber daheim in den weichen Pfulben lag, wurde es ihm doch ein bißel minder wohl. Der Kopf fing zu brummen an, der Magen wollte auch nicht recht parieren, und eine beängstigende Mattigkeit überfiel ihn.

Sein Mareili, das während der Nacht zahllose Tränen vergossen hatte, sagte nichts, und auch am Morgen stellte es dem Bauern die Suppe ruhig und wortlos auf den Tisch.

Aber gerade diese Ruhe, die nicht frei von einer Art Verachtung war, tat dem Bauern in der Seele weh. Das Gewissen erhob sich mit Macht und sagte ohne alle Einleitung: „Schäme dich, Dobelbauer Franz, nicht nur vor andern Leuten und dir selbst, nein vor den Steinen dich zu schämen hast du alle Ursache. Hast so ein ordentliches, braves Weibchen, und du benimmst dich wie ein Gassenbube, hochst ganze Nächte ins Wirtshaus, tußt wüßt und achtest nicht der vielen Tränen, die dein treues Mareili im stillen um dich weint."

Und der Dobelbauer getraute sich die Frau nicht anzusehen. Ihr trauriger, matter Blick war ein Vorwurf für ihn. Auch die Morgensuppe berührte er nicht. Still wie die Frau der ihren, so ging er seiner Arbeit nach. Er schirrte die Pserde ein und fuhr hinaus ins Feld, um einen Acker zu pflügen.

Trotzdem der Katzenjammer seine Sinne gefangen hielt, ging das Geschäft vorzüglich; denn die Pserde hatten sich über Sonntag besser ausgeruht als ihr Herr und taten infolgedessen ihre Schuldigkeit. Mit dem Esuhrläuten war der Acker umgefahren, und

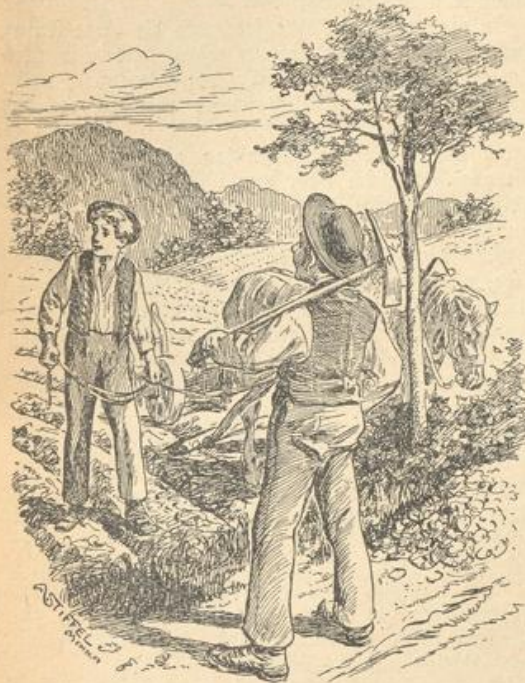


[Marginal notes in a smaller script, partially illegible.]

der Döbelbauer schirte die Pserde aus, um sich mit ihnen auf den Heimweg zu begeben; denn hatte ihn am Morgen die Rahmsuppe nicht zu reizen vermocht, jezt nach getauer Arbeit verspürte er Hunger.

Da kam der Bläfibauer, der auf einer Matte beschäftigt gewesen war, mit einer Haue auf der Achsel des Weges gegangen.

„Ich dank' dir auch schön, Döbelbauer,“ sagte er mit verschmitztem Lächeln, „daß du mir meinen Acker umgefahren hast. Wollte dieser Tage selbst dran. Nun du aber in so freundschaftlicher Weise



„Ich dank' dir auch schön, Döbelbauer, daß du meinen Acker umgefahren hast.“

die Arbeit getan, bin ich derselben gottlob überhoben. Nochmals: Vielmal's vergelt's Gott!“

Der Döbelbauer machte große Augen und verständnislos schaute er eine Weile den Bläfibauer an. „Ja, was meinst du denn, Bläfibauer?“ fragte er endlich.

„Nun, was ich gesagt habe, meine ich: Du hast heute meinen statt deinen Acker umgefahren.“

Der Döbelbauer stand und starre. Wie aus den Wolken gefallen, überschaute er das bearbeitete Grundstück. Dann kratzte er sich hinter den Ohren, er wurde rot und weiß vor Scham und glaubte unter ihrer Wucht in den Boden sinken zu müssen.

„Du hast bei Gott recht, Bläfibauer,“ kam es endlich von seinen Lippen. „Ich habe in meinem Klagenjammer deinen Acker für den meinigen angesehen. Ich will dir aber gern mit Noß und Pflug umsonst gearbeitet haben, wenn die Sache nur nicht ruckbar

wird. Gelt, Bläfibauer, du sagst niemand etwas davon,“ bat er mit stehender Stimme und zitternder Gebärde. „Denk' die Schand', wenn es rauskäme!“

Der Bläfibauer versprach strenge Verschwiegenheit. Aber nichtsdestoweniger war des Döbelbauern Schwabenstreich schon drei Tage später im ganzen Orte bekannt. In den Wirtschaften, am Brunnen, in den Stuben und Küchen bildete eine Zeit lang dieses komische Ereignis den Hauptteil der Unterhaltung, und als der Döbelbauer eines Abends in den Adler kam, wurde er mit brausendem Hallo empfangen und von allen Seiten wurde er zum Acker eingeladen; denn was dem Bläfibauer billig, das sei den andern recht u. s. w.

Der Döbelbauer wurde krebsrot. Er schlug auf den Tisch, daß die Gläser in die Höhe fuhren, und sagte: „Daß ich dem Bläfibauer den Acker umgefahren, ist allerdings ein verlächenswertes Unternehmen. Aber, wer ist schuld? Ihr, die ihr mich von meinen Wegen abgebracht habt. Zum Dank nun verlacht ihr mich. Werdet aber nie mehr Ursache dazu finden. Heut' war ich zum leztenmal hier, das schwöre ich beim lebendigen Gott,“ und er stürmte hinaus und heimwärts, seinem jubelnden Mareill in die Arme.

„Mareill,“ sagte er, „die falsche Scham hat mich ins Wirtshaus getrieben und dir und meiner Pflicht entzogen. Die verdiente Schmach bringt mich wieder zurück. Von heute ab diene ich nur noch dir und meinem Hauswesen, mögen andere darüber lachen oder greinen, ist mir egal. Seiner Solidität braucht sich ein Mann nicht zu schämen, wohl aber einer Dummheit, wie ich sie leztthin auf des Bläfibauern Acker gemacht.“

Das Mareill schloß den wiedergefundenen Mann in seine Arme und sagte unter Freudentränen: „Gott sei Dank, Franz, für deine begangene Dummheit, wenn sie solches Ergebnis hat. Jezt beginnt wieder ein neues Leben bei uns.“

Und sie hoffte nicht zu viel, wie die Folgezeit erwies. Der Franz blieb fortan ein solider Mann und wurde einer der tüchtigsten und wohlhabendsten Bauern der ganzen Gegend.

Herr Martin.

Der Herr Martin — der geneigte Leser kennt ihn sehr gut — wollte in seinen älteren Tagen noch einmal heiraten, und zwar eine Witwe, an der alles rund und freundlich war, vornehmlich der Geldsack. Aber die Kunde wollte nicht. Es sei ihr soweit alles recht, aber Herr Martin habe eine rote Nase und sie sei Temperenzlerin aus Überzeugung. Was tut man nicht in diesem Fall? Herr Martin ging gleichfalls in die Temperenzlerversammlungen, und siehe da, die Witwe sah ihn alsbald mit ihren freundlichsten Augen an. Nun fand einstmals wieder so ein Vortrag statt, von einem Professor, über Kaffeeforten und -bereitung. Die begeistertsten